

Kirsten Adamzik

## Literatur aus der Sicht von Text- und Diskurslinguistik

---

Der Beitrag setzt an dem unbefriedigenden Nebeneinander von germanistischer Literaturwissenschaft und Linguistik an, hebt aber hervor, dass beide Subdisziplinen in den vergangenen Jahrzehnten ähnliche Entwicklungen durchgemacht haben. Neben einer enormen Erweiterung des Gegenstandsbereichs und der Diversifizierung von Untersuchungsansätzen gehören dazu insbesondere die Annahmen, dass Textualität und Literarizität zugeschriebene Merkmale sind (im Sinne des Konstruktivismus) und die Kategorie (literarischer) Text entsprechend dem Prototypenkonzept zu behandeln ist. Da eine eindeutige Zuweisung bestimmter Merkmale sich als unmöglich erwiesen hat, wird vorgeschlagen, die Merkmale in Beschreibungsdimensionen umzudeuten, die sich auf sprachliche Äußerungen aller Art anwenden lassen. Im Einzelnen werden drei Literarizitätsmerkmale auf allgemeinere Eigenschaften zurückgeführt: Poetizität ist verbunden mit hohem Gestaltungsaufwand, Fixierung (Schriftlichkeit) wird operationalisiert als Geltungsdauer und Überlieferungswert, Fiktionalität schließlich lässt sich in der allgemeinen Frage nach Bezugswelten aufheben.

- 1 Vorbemerkung zum Gegenstand und den Teildisziplinen der Germanistik
- 2 Die zentralen Konzepte: Text und Literatur – das Definitionsproblem
- 3 Jenseits von Definitionen und Taxonomien – ein diskurslinguistischer Ansatz
- 4 Das Problem der Wertung
- 5 Textlinguistische Beschreibungsdimensionen
- 6 Fazit
- 7 Literatur

Bezugswelten Fiktionalität Geltungsdauer Gestaltungsaufwand poetische Funktion  
on Prototyp Wertung Wortlaut Überlieferung virtueller Text

### **1 Vorbemerkung zum Gegenstand und den Teildisziplinen der Germanistik**

Auf einem Internationalen Colloquium zu *Perspektiven der Germanistik im 21. Jahrhundert* (Dehrmann/Rohde 2013) stand ein Forum unter dem Thema *Philologie, Textwissenschaft, Medienkunde? Zum Gegenstand der Germanistik*.

Constanze Baum bemerkt in ihrem Bericht dazu, dass neben Mediävistik und Neuerer deutscher Philologie zwar die sog. Auslandsgermanistik und die Medienwissenschaft vertreten waren, nicht aber die Germanistische Linguistik, und

zwar weder auf dem Podium noch auf der Tagung generell. Dies „wurde sowohl als Manko als auch als Zeichen dafür gewertet, dass die Autonomisierung dieses Teilbereichs schon weit fortgeschritten sei und eine weitere Zusammenarbeit aktiv gesucht werden müsse“ (ebd.).

Dies ist ein neuerer der vielen Belege dafür, dass das Verhältnis von Literaturwissenschaft und Linguistik als denkbar schlecht gilt und die SpezialistInnen für literarische Texte von der (neueren) Sprachwissenschaft kaum für sie relevante Erkenntnisse zu erwarten scheinen. Baum relativiert diese Einschätzung mit Hinweis auf zwei Sammelbände aus dem Jahr 2003, die die *Berührungsbeziehungen zwischen Linguistik und Literaturwissenschaft* (so der Titel von Hoffmann/Keßler; beim zweiten Band handelt es sich um Haß/König) thematisieren (vgl. für neuere Sammelpublikationen zum Thema Betten/Schiewe 2011, Bleumer u.a. 2013 und Fludernik/Jakob 2014). Bemerkenswert ist allerdings, dass auch deren Herausgeber am höchst unbefriedigenden Neben-, wenn nicht Gegen-einander der Subdisziplinen ansetzen. Das Gleiche gilt für die Beiträge eines Hefts der *Zeitschrift für germanistische Linguistik* (Hausendorf 2008), das dem Thema *Zwischen Linguistik und Literaturwissenschaft* gewidmet ist. Im Einleitungsaufsatz kann Hausendorf wegen der denn doch großen Menge einschlägiger linguistischer Arbeiten zu literarischen Texten bzw. literaturwissenschaftlicher, die linguistische Konzepte einbeziehen, zwar nur eine kleine Auswahl davon nennen, wichtiger ist ihm aber, dass es an einem „übergreifenden interdisziplinären Rahmen“ (ebd., 320) für die Kooperation fehle.

Dass Literatur- und Sprachwissenschaft überhaupt, erst recht aber angesichts immer wieder unternommener Versuche, besser ins Gespräch zu kommen, miteinander fremdeln, muss nicht nur Außenstehende – d.h. jene, die mit den auch wissenschaftspolitischen Hintergründen nicht vertraut sind – erstaunen. Und das umso mehr, als beide Subdisziplinen in den vergangenen 50 Jahren durchaus parallele Entwicklungen durchlaufen haben. Zu diesen gehört eine enorme Ausweitung der Gegenstandsbereiche, mit denen sie sich befassen, und eine ausgeprägte Diversifizierung theoretisch-methodischer Ansätze. Auf beiden Seiten spielt dabei die Öffnung gegenüber allem, was in alten und neuen Medien produziert und rezipiert werden kann, eine herausragende Rolle. So müssten sich die Teilfächer mindestens in der ohnehin nur interdisziplinär denkbaren Medienwissenschaft (wieder)begegnen, die ja auch auf dem eingangs erwähnten Forum vertreten war.

Bei näherem Hinsehen ist das begrenzte Interesse der Subdisziplinen aneinander allerdings durchaus verständlich: Gerade der Druck zu ständigen Neuerungen inter- bzw. transdisziplinärer Ausrichtung führt dazu, dass man sich schon über die Spezialisierungen im eigenen Fach keinen Überblick mehr verschaffen kann. Die (zumindest institutionell) engste Nachbardisziplin nur in einer Reduktionsvariante zur Kenntnis zu nehmen, die von den eigenen Interessen möglichst weit entfernt ist, erspart die Auseinandersetzung mit einem weiteren ausgedehnten

ten Forschungsfeld. Im deutschen Sprachraum wirkt überdies die Entgegensetzung von Natur- vs. Geisteswissenschaften in der Tradition von Wilhelm Dilthey nach, die sich mitunter in antiszientistischen bzw. antihermeneutischen Affekten niederschlägt. So gesehen hatte die immer wieder heraufbeschworene goldene Zeit der engen Liaison zwischen Linguistik und Literaturwissenschaft in den 1960/70er Jahren (vgl. insbesondere Ihwe 1971 und 1972) durchaus kontraproduktive Effekte, stand sie doch überwiegend im Zeichen formalisierter Ansätze strukturalistischer und generativistischer Provenienz. Dies hat offenbar nachhaltig dafür gesorgt, die Linguistik in den Ruf einer Disziplin zu bringen, „die sich mehr und mehr zu einer hoch spezialisierten Fachwissenschaft entwickelt [hat, für die] kulturwissenschaftliche Ansätze nicht entscheidend sind.“ (Benthien/Velten 2002, 9).

Wird ‚die‘ Linguistik hier mit ihrer szientistischen Variante gleichgesetzt, so unterliegt umgekehrt ‚die‘ Literaturwissenschaft aus einer eigentlich desinteressierten Außensicht fortgesetzt dem Verdacht der Unwissenschaftlichkeit, d.h., grob gesagt, sie wird mit schöngeistigen, aber nicht nachvollziehbaren Interpretationen identifiziert. Aus den jeweiligen Innensichten stellt sich die Situation insofern anders dar, als man von den vielfältigen Strömungen in der eigenen Subdisziplin immerhin eine genauere Kenntnis hat; der Austausch zwischen ihnen ist aber nicht unbedingt intensiver oder gar konstruktiver, sondern nimmt leicht den Charakter heftiger Kämpfe zwischen verschiedenen Schulen an. Thomas Anz, Herausgeber des 2007 erschienenen *Handbuchs Literaturwissenschaft*, schreibt dazu:

Drei Jahrzehnte lang war die Literaturwissenschaft geprägt von heftig und zuweilen verbissen geführten Auseinandersetzungen um divergierende wissenschaftliche Positionen, von Abgrenzungskämpfen und angestregten Profilbildungen diverser Fraktionen im akademischen Kräftefeld. Demgegenüber scheinen sich in den Anfängen des 21. Jahrhunderts, zumindest vorläufig, eine pragmatische Gelassenheit und eine theoretische Souveränität zu verbreiten, die nicht auf Feindbilder und die Durchsetzung bestimmter Vorlieben fixiert sind. (Anz 2007, Bd. 1, IX)

Ziel des Handbuchs ist es, die verschiedenen Strömungen vorzustellen und „ihnen einen bestimmten Stellenwert innerhalb eines integrativen Konzeptes zur umfassenden und angemessenen Auseinandersetzung mit Literatur“ (ebd.) zuzuweisen. Ein Kapitel ist der Sprachwissenschaft gewidmet. Es bietet eine sehr gute Übersicht über die vielen Wechselbeziehungen und gemeinsamen Interessen der beiden Teilfächer, kommt allerdings zu dem Schluss, dass diese vielfach übersehen, wenn nicht ausgeblendet werden:

Insgesamt ist im Hinblick auf die gegenwärtige Relation von Literaturwissenschaft und Linguistik auffallend, dass zwischen der Vielzahl von tatsächlichen Berührungs- und Überschneidungsbereichen der Disziplinen einerseits und der Distanz vieler Fachvertreter

der Germanistik gegenüber der jeweils anderen Teildisziplin andererseits eine erhebliche Diskrepanz besteht. (Schiewer 2007, 392)

Im Folgenden soll nicht erneut ein Panorama der vielen Zeugnisse fruchtbarer Kooperation bzw. gegenseitiger Stimulanz entfaltet werden, vielmehr wird der Versuch unternommen, in eher systematischer Absicht einen Rahmen zu entwerfen, innerhalb dessen sich verschiedene Gegenstände und Fragestellungen situieren lassen. Dabei folge ich der Anregung von Ulla Fix, die „Textlinguistik, deren Gegenstand Texte und Textsorten an sich sind“ (Fix 2009, 82), als eine Querschnittswissenschaft zu denken. Eine solche sollte insbesondere ein Kategorieninventar für die Beschreibung anbieten, das sich nicht nur auf Texte aller Art, sondern auch auf alle möglichen historischen und kulturellen Situationen anwenden lässt, d.h. nicht aus einer zu stark gegenwartsbezogenen Sicht konzipiert ist.

## **2 Die zentralen Konzepte: Text und Literatur – das Definitionsproblem**

Die Selbstverständigungsdiskussion der letzten Jahrzehnte lässt sich in der Textlinguistik wie der Literaturwissenschaft unter das Stichwort *Erweiterungspostulat* stellen. In beiden Bereichen rechnet man mit einem engen und einem weiten Konzept des Gegenstands, der den Disziplinen ihren Namen gibt. Die (deutsche) Textlinguistik, die ihrem Selbstverständnis zufolge erst seit den 1960er Jahren existiert, ist in ihrer Anfangsphase ganz von der Diskussion um die Definition ihres Kernkonzepts beherrscht. Dabei konkurrieren von Anfang an enge und weite Textbegriffe miteinander. Im Vordergrund steht zunächst die Dichotomie schriftlich vs. mündlich. Unterstellt wird in der Regel, dass der alltagssprachliche Ausdruck *Text* nur schriftliche Äußerungen von einer gewissen Länge bezeichnet. Da sich in jener Zeit die neuere *Linguistik* von der älteren *Sprachwissenschaft* abgrenzen wollte und für sich insbesondere Wissenschaftlichkeit beanspruchte, strebten viele die Anschlussfähigkeit an alltagsweltliche Konzepte gar nicht an, sondern setzten sich davon sogar bewusst ab. Aus dieser Zeit stammt das Postulat, der linguistische Textbegriff umfasse im Unterschied zum gemeinsprachlichen auch Mündliches. *Text* bezeichnet demnach jedwede sprachliche Äußerung, den Sprachgebrauch schlechthin, d.h. das, was Saussure *Parole* nennt.

Saussure hatte nun die Sprachverwendung aus dem Untersuchungsbereich der Linguistik als eigenständiger, autonomer Disziplin gerade ausgeschlossen; ihr geht es nur um das Sprachsystem, die *Langue*. Die Textlinguistik ist daher (neben insbesondere der Soziolinguistik) eine der Strömungen, die sich explizit gegen Autonomiebestrebungen (wieder) der sprachlichen Realität zuwendet. Damit verbunden ist das Interesse an der sozialen Funktion von Sprache. Zum neuen

Leitbegriff wird *Kommunikation*: Text ist „Sprache in kommunikativer oder wie immer sozialer, d.h. partnerbezogener Form“ (Hartmann 1964/1972, 5).

Aus dieser Sicht liegt es auch nahe, den Textbegriff noch weiter auszudehnen, nämlich auf nichtsprachliche Zeichen, die in kommunikativen Prozessen ja neben sprachlichen vorkommen. Auch diese, gewöhnlich als semiotisch bezeichnete Ausweitung des Begriffs findet sich schon in den 1960er Jahren, so dass *Text* teilweise auch den Begriffsinhalt ‚Zeichenkomplex‘ bekommt. Diese Ausweitung steht aktuell erneut im Vordergrund der Diskussion. Dabei konzentriert man sich allerdings stark auf das Visuelle und es besteht eine deutliche Tendenz, Mündliches wieder auszuklammern bzw. es der Spezialdisziplin der Gesprächslinguistik zuzuweisen.

Mit einem engen Textbegriff arbeiten demgegenüber Ansätze, die man als *Textgrammatik* bezeichnet. Hier ging es zunächst darum, strukturalistische und generativistische Beschreibungsmodelle für die Syntax über den Satz hinaus auch auf den Text auszudehnen, d.h. Regeln für die grammatisch korrekte Verkettung von Sätzen zu rekonstruieren. Damit wird nicht nur sprachliche Verfasstheit, sondern auch Satzförmigkeit und eine gewisse Länge (mehrere Sätze) als notwendig bzw. trivial gegebenes Merkmal von Texten unterstellt. Textlinguistik erscheint dabei nicht wie im ersten Ansatz als Linguistik des Sprachgebrauchs, sondern als eine Ebenen-spezifische, nämlich die Mittel der Satzverknüpfung betreffende Subdisziplin (daher spricht man auch oft von *Transphrastik*). Auch wenn generativistische Ansätze in diesem Zusammenhang heute keine Rolle mehr spielen, bleibt es insofern bei einer systemlinguistischen bzw. auf die Sprachkompetenz bezogenen Ausrichtung, als nicht die Texte selbst, sondern nur die Regeln interessieren, nach denen wohlgeformte Sätze zu wohlgeformten Texten verbunden werden.

Literarische Texte wird man, grob gesehen, als eine Teilmenge dessen betrachten, was unter einen engeren Textbegriff fällt – allerdings nicht gerade den der Textgrammatik (deswegen musste die Zusammenarbeit enttäuschend bleiben). Auch den Literaturbegriff kann man eng und weit fassen. Für die sich im 19. Jahrhundert etablierende Literaturwissenschaft stellt ein enger Begriff ein konstitutives Merkmal dar, da sie sich auf Texte der Hochkultur beschränkt, ihre Gegenstände also nach bestimmten Wertmaßstäben auswählt. Die Forderung nach einer Erweiterung des Literaturbegriffs fällt in dieselbe Zeit und denselben Kontext wie die Ausbildung der Textlinguistik. Dass Wissenschaftlichkeit eingeklagt wird, ist jedoch für die Literaturwissenschaft ungleich folgenreicher, da dies nicht nur einen anderen Umgang mit dem Gegenstand, nämlich intersubjektiv nachvollziehbare Analysen, impliziert. Vielmehr unterliegt schon die Gegenstandsbestimmung selbst dem Verdikt, gegen wissenschaftliche Prinzipien zu verstoßen, gelten doch Werturteile als damit nicht kompatibel. Dies hat nicht zuletzt dazu geführt, dass an die Stelle des Begriffs *Werk*, der eine Wertung impliziert, programmatisch der Ausdruck (*literarischer*) *Text* trat. Wie sich der Gegenstand der

Literaturwissenschaft aus dieser Sicht darstellt, umreißt das zitierte Handbuch folgendermaßen:

Der Literaturbegriff ist so weit gefasst, dass er literarische Erscheinungsformen sowohl der Elite- als auch der Massenkultur und ihrer neuen Medien einbezieht, die ästhetischen Affinitäten von Literatur und anderen Künsten beachtet und Literarizitätsmerkmale von Texten, die gewöhnlich nicht der Kunst zugerechnet werden, in den Blick bekommt. [... Das Handbuch möchte aber] nicht gleich die gesamte Kultur zu textuellen Sachverhalten erklären und damit die Zuständigkeiten der Literaturwissenschaft ins Grenzenlose ausweiten. (Anz 2007, Bd. 1, XII)

Auch wenn hier die extreme Ausweitung des Begriffs im Sinne der Formel *Kultur als Text* abgelehnt wird, zeigt sich doch, dass die Literaturwissenschaft zumindest tendenziell ‚textuelle Sachverhalte‘ aller Art zu ihrem Gegenstandsbereich rechnet, so dass dieser mit dem der Textlinguistik (im Sinne der Untersuchung des Sprachgebrauchs) zusammenfällt. Angesichts dessen fragt sich umso dringlicher, worin denn der fundamentale Unterschied zwischen beiden bestehen soll, der eine Kooperation geradezu verunmögliche.

Trotz aller Erweiterungen bleibt es natürlich dabei, dass für die Literaturwissenschaft nur eine Teilmenge der Texte im Fokus steht und nicht-literarische Texte v.a. insoweit in den Blick kommen, als sie wenigstens Literarizitätsmerkmale aufweisen. Damit steht man vor der Aufgabe, Literarizität zu definieren. Im Rahmen der Literaturwissenschaft geschieht dies nach Jannidis u.a. (2009, 22) in „den meisten neueren Arbeiten zum Literaturbegriff“ unter Rückgriff auf die Kriterien „Fiktionalität und Poetizität“. Schneider (2007) spricht statt von *Poetizität* von *künstlerischer Sprachverwendung* und nennt damit ausdrücklich sprachliche Verfasstheit als konstitutives Literarizitätsmerkmal. Zusätzlich zieht er das Kriterium Fixierung heran – im Sinne von ‚gespeichert‘; für das Gutenbergzeitalter heißt das: schriftlich. Ihm ist es dagegen wichtig, auch schriftlose Kulturen, also u.a. *oral poetry*, einzubeziehen und das Gedächtnis als Speichermedium zu berücksichtigen.

Einig sind sich die zitierten Autoren allerdings darin, dass die genannten Kriterien „weder für sich genommen noch gemeinsam geeignet [sind], ‚Literatur‘ zu bestimmen. Zugleich sind jedoch Versuche, ohne Bezug auf diese Begriffe zu bestimmen, was unter ‚Literatur‘ zu verstehen sein [sic], nicht plausibel.“ (Jannidis u.a. 2009, 22). Anders gesagt: Es erweist sich als unmöglich, Literatur exakt zu definieren, insbesondere wenn man die ganze Bandbreite historischer und kultureller Gemeinschaften einbeziehen will.

Zu demselben Ergebnis ist die Textlinguistik in Bezug auf ihr Kernkonzept gelangt. Dies zeigt sich besonders gut an dem einflussreichsten Vorschlag, Kriterien für Textualität zu definieren, nämlich dem Katalog von Beaugrande/Dressler (1981). Sie führen gleich sieben Merkmale an, und zwar: (grammatische) Kohäsion, Kohärenz, Intentionalität, Akzeptabilität, Informativität, Situationalität (im

Sinne von Situationsangemessenheit des Textes) und schließlich Intertextualität. Diese Kriterien (von denen wohlgerne keines den für Literarizität angeführten entspricht) wurden zunächst als notwendige Merkmale präsentiert oder in der Rezeption jedenfalls so aufgefasst (vgl. dazu Adamzik 2004, Kap. 3). Die weitere Diskussion führte jedoch zu einer einhelligen Zurückweisung dieses Anspruchs. Im Vordergrund stand (und steht) dabei das Kriterium der Kohärenz und der Nachweis, dass es keiner expliziten sprachlichen Mittel (der Kohäsion) bedarf, um den inhaltlichen Zusammenhang sicherzustellen. Vielmehr sind allemal konstruktive Leistungen der Rezipienten notwendig, die dabei nicht nur auf den Text, sondern auch auf Vorwissen und -erwartungen zurückgreifen, also nicht nur vom Sprachlichen geleitet (bottom-up), sondern auch schemagesteuert (top-down) Inhalte (re-)konstruieren. In dieser Form ist der konstruktivistische Charakter von Textverstehen in der Textlinguistik inzwischen allgemein akzeptiert. Damit bestätigt sich aber auch der schon früh geäußerte Verdacht, dass es schlechterdings nicht möglich ist anzugeben, „was immer und überall als Text zu gelten hat“ (Brinker 1973, 9, zit. nach Heinemann/Heinemann 2002, 102). Über den heutigen Diskussionsstand kann man sagen, dass die Suche nach einer exakten Textdefinition nicht mehr auf der Agenda der Textlinguistik steht.

In dieser Situation, die als durchaus unbefriedigend empfunden wird, haben sich sowohl die Textlinguistik als auch die Literaturwissenschaft – allerdings weitestgehend unabhängig voneinander und jeweils in unterschiedlich starkem Ausmaß – zwei neueren Denkfiguren geöffnet. Die erste besteht darin, Textualität und Literarizität als zugeschriebene Eigenschaften zu betrachten, und nicht etwa als den Objekten inhärente Merkmale – das lässt die Suche nach strikten Definitionskriterien grundsätzlich als inadäquat erscheinen und darf daher nicht als Ausdruck von Resignation interpretiert werden. Nicht zuletzt aufgrund der Tradition der Rezeptionsästhetik, die auch den Sinn eines literarischen Textes als Ergebnis der Lektüre begreift, ist dieser Gedanke in der Literaturwissenschaft weit fester verankert, wenngleich er auch schon in frühen Definitionen aus der Textlinguistik erscheint, nämlich als ‚das, was Leute als Texte behandeln‘ (vgl. Adamzik 2004, Neubearbeitung, Kap. 2.5.2.). Auch die große Bedeutung des Wertkriteriums erleichtert es, Literarizität als zugeschriebenes Merkmal aufzufassen, denn bei Werten handelt es sich allemal um zugeschriebene, sozusagen verliehene Eigenschaften. Bei literarischen Texten kann man zudem viel einfacher die Instanzen namhaft machen, die solche Urteile fällen und die diskursiv einen Kanon durchsetzen oder dies zumindest versuchen.

Stärker in der Linguistik verbreitet ist dagegen die zweite Umorientierung. Sie betrifft die Frage, welchen Status (sprachliche) Kategorien haben. Dabei ging es zunächst um die Bedeutung von Wörtern. Unter Rückgriff auf Wittgensteins Theorie der Familienähnlichkeit stellte man die Annahme infrage, Elemente einer Kategorie, also z.B. alles, was man *Spiel* nennt, müssten notwendigerweise mindestens ein Merkmal gemeinsam haben. Im Rahmen der Rezeption des Prototy-

penkonzepts aus der Kognitiven Psychologie wurde diese Annahme endgültig verabschiedet. Wie die Wörter der normalen Sprache mehrdeutig und vage sind, ihre Bedeutungen sich teilweise überschneiden und das jeweils Gemeinte sich erst im Kontext erschließt, arbeitet die menschliche Kognition generell mit Kategorien, die unscharfe Ränder aufweisen und an verschiedene Situationen angepasst werden können und müssen. So gibt es zwar konkrete Objekte, Verhaltensweisen, Situationen usw., die für eine Kategorie (z.B. Vogel, lügen, Schulunterricht) besonders typisch, sozusagen exemplarisch sind; aber auch weniger repräsentative Einheiten fallen noch in dieselbe Kategorie (z.B. Pinguine, Notlügen oder Unterricht ohne Lehrperson); sie sind allerdings vom Prototyp weiter entfernt, befinden sich also im peripheren oder Randbereich. Dieses Konzept wurde erst sekundär auch auf Texte und Textsorten angewendet, heute ist es aber in der Textlinguistik fest etabliert.

Da Kategorien sich verschiedenen Oberbegriffen zuordnen lassen, kann ein und dieselbe in Bezug auf den einen Oberbegriff dem Prototyp nahestehen, in Bezug auf den anderen eher peripher sein. So ist ein Roman ein besserer Repräsentant für die Kategorie Literatur als ein Briefwechsel. Dieser ist aber typischer für die Kategorie kommunikativer Austausch. Ferner unterliegen die Vorstellungen darüber, welche Merkmale besonders wichtig sind und wie nah bestimmte Einheiten und Kategorien dem Prototyp stehen, großer historischer und kultureller, aber auch gruppenspezifischer und individueller Varianz (man denke z.B. an die Kategorie Nahrungsmittel). Gebundene Rede als Merkmal von Literatur ist z.B. für die Gegenwart viel weniger relevant als zu früheren Zeiten.

In literaturwissenschaftlichen Beiträgen ist das Prototypenkonzept ebenfalls durchaus verbreitet (vgl. z.B. das Register von Zymner 2010), teilweise allerdings nur implizit, d.h. ohne dass dieser Begriff erscheint. Dies gilt etwa für den im vorliegenden Zusammenhang besonders einschlägigen Beitrag aus dem Handbuch von Anz, nämlich den bereits zitierten von Jost Schneider. Er schlägt folgende Definition für literarische Texte vor und präsentiert dazu ein Schema (Abb. 1): „Ein literarischer Text ist eine Abfolge von Sprachlauten und/oder Schriftzeichen, die fixiert und/oder sprachkünstlerisch gestaltet und/oder ihrem Inhalt nach fiktional ist“ (Schneider 2007, 2; im Orig. kursiv).

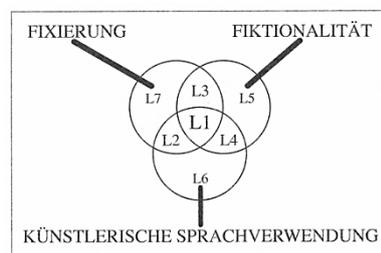


Abb. 1 (Schneider 2007, 3)

L1 entspricht dem Prototyp, der alle drei Merkmale aufweist, für quantitativ am bedeutsamsten hält Schneider die Menge L3, die Unterhaltungs- und Trivialliteratur umfasst; zu L6 zählt er „z.B. improvisierte Festansprachen in Versform“ (ebd., 5).

### **3 Jenseits von Definitionen und Taxonomien – ein diskurslinguistischer Ansatz**

Die Befreiung vom Zwang zu exakten Definitionen durch das Prototypenkonzept besteht eigentlich nur darin, dass man bestimmte Merkmale nicht mehr als notwendig und/oder hinreichend für die Zuweisung zu einer Kategorie betrachtet. Das ändert nichts daran, dass solche Merkmale z.B. bei einem konkreten Text (bzw. einem Kandidaten für die Kategorie (literarischer) Text) gegeben sein können oder nicht bzw. dass man Texte unter diesen Aspekten beurteilen kann und dies auch die Grundlage für ihre Einschätzung als (nicht) literarisch bildet. Insofern behalten die Eigenschaften als Beschreibungskategorien ihre volle Relevanz. Schneider wählt in seinem zusammenfassenden Schema drei häufig genannte Merkmale aus und unterstellt, dass mindestens eines davon gegeben sein muss. Es könnte daher ebenso gut als Merkmalsmatrix mit Plus- und Minuswerten dargestellt werden, berücksichtigt also nicht, dass Merkmale graduell ausgeprägt sein und weitere Merkmale einbezogen werden können. Dies geschieht jedoch in den weiteren Erläuterungen, in denen auch die zweite Umorientierung zentral ist, nämlich der Übergang von einem substanzialistischen bzw. essenzialistischen zu einem konstruktivistischen bzw. konventionalistischen Literaturbegriff. Schneider betrachtet sein Schema als ein Metamodell, mit dem sich Ansätze aller Ausrichtungen erfassen lassen.

Ein substanzialistischer Literaturbegriff unterstellt, dass ein Text an und für sich diese oder jene Eigenschaft hat, dass er also z.B. fiktional ist, unabhängig davon, ob ein Leser dieses Textes subjektiv diese objektiv vorhandene Fiktionalität erkennt oder nicht. Ein konstruktivistischer Literaturbegriff basiert demgegenüber auf der Vorstellung, dass ein bestimmter Text nicht an und für sich diese oder jene Eigenschaft hat, dass er also z.B. nicht an und für sich fiktional ist, sondern dass die Zuschreibung des Merkmals 'Fiktionalität' ein Akt des jeweiligen Beobachters ist, der in Abhängigkeit von seinen spezifischen Kenntnissen, Neigungen und Überzeugungen seine Vorstellung von diesem Text als einem fiktionalen Text konstruiert. Im einen wie im anderen Fall erlaubt es das Dreikreisschema, eine bestimmte Verwendung des Begriffs ‚Literatur‘ zu erfassen oder auch eine schwankende, womöglich widersprüchliche oder bestimmten strategischen Zwecken dienende Verwendung dieses Ausdrucks innerhalb eines bestimmten Argumentationsganges aufzudecken. (Schneider 2007, 3f.)

Einbeziehen lassen sich so insbesondere die vielen Auffassungen, für die das Kriterium ‚besonders wertvoll‘ zentral ist. In literaturwissenschaftlichen Ansätzen hält Schneider – mit anderen, die im Namen der Wissenschaftlichkeit Werturteile ausschließen wollen – wertende Zusatzkriterien zwar für gänzlich unangebracht; diese spielen aber für viele Akteure im Literaturbetrieb, nicht zuletzt das Publikum, eine zentrale Rolle und zumindest als solche „können und sollen [...] sie] zum Gegenstand ästhetik- und wissenschaftsgeschichtlicher Analysen gemacht werden“ (ebd., 4).

Die germanistische Literaturwissenschaft hat ihre Wissenschaftsgeschichte umfangreich aufgearbeitet und es ist allgemein bekannt, dass der Träger bzw. Erfinder des emphatisch-wertenden Literaturbegriffs das Bildungsbürgertum war, das das Schreiben der eigenen Literaturgeschichte als ein nationales Anliegen begriff. Offenkundig handelt es sich bei diesem Vorgang um die diskursive Konstruktion des Gegenstands der Disziplin, nämlich der Nationalliteratur, und natürlich auch um die Konstruktion der Disziplin, der *germanistischen* Literaturwissenschaft. Ein solches Konstrukt kann man infrage stellen, kritisieren, ihm andere Konzepte entgegenstellen – genau in solchen Zusammenhängen kam es ja auch zum Erweiterungspostulat. Man kann sich jedoch nicht aus dem diskursiven Zusammenhang befreien. Die Wissenschaft bietet keinen archimedischen Punkt, der eine standortfreie Rede über Literatur ermöglichen würde. Als paradox muss es daher letztlich auch beurteilt werden, Wertfreiheit einzufordern, da dies dem Setzen eines anderen Wertmaßstabs gleichkommt.

Das Maximum, das sich an Relativierung und Distanzierung von Wertmaßstäben erreichen lässt, besteht darin, diese selbst – in ihrer Pluralität – zum Gegenstand von Reflexion und Analyse zu machen. Dies ist die Vorgehensweise, mit der sich die Diskurslinguistik der Literatur zu nähern hätte, für die unterschiedliche, ja widerstreitende Diskursstränge innerhalb von Diskursen den Normalfall darstellen. Der Irrealis ist hier geboten, weil die Diskurslinguistik bislang weder die Literatur noch die Literaturwissenschaft zum Gegenstand gewählt hat, sondern ihre Themen bevorzugt im Kommunikationsbereich Politik sucht und gesellschaftlich brisante Themen (Klimawandel, Migration usw.) privilegiert (vgl. als Übersicht Spitzmüller/Warneke 2011).

Das entscheidende Moment eines diskurslinguistischen Ansatzes besteht darin, die Gegenstände, von denen Texte handeln, nicht als objektive Gegebenheiten der außersprachlichen Wirklichkeit zu behandeln – um nicht zu sagen: zu hypostasieren –, sondern als diskursiv hervorgebrachte Konstrukte. Dass es sich bei (National-)Literatur um ein solches Konstrukt handelt, ist im Übrigen viel offensichtlicher als bei (in der Diskurslinguistik prominenten) Kategorien wie Geschlecht oder Ethnie, nicht zuletzt weil es in vielen Gesellschaften gar keine spezielle Kategorie für das gibt, was wir als literarische Texte zusammenfassen.

Sachlich entsprechen die hier als *pars pro toto* zitierten Beiträge von Schneider und Jannidis u.a. einer solchen diskurslinguistischen Perspektive und es zeigt

sich erneut, dass trotz unbefriedigenden Austauschs zwischen Linguistik und Literaturwissenschaft die jeweiligen Entwicklungen in mindestens sehr ähnliche Richtungen gehen – nicht zuletzt natürlich, weil beide gleichermaßen transdisziplinär einflussreiche Konzepte aufgreifen. Der konsequent anti-essenzialistische bzw. ‚radikal historisierte‘ Blick richtet sich wesentlich auf die eigene Wissenschaftsgeschichte. Literatur ist aber nicht nur und nicht einmal in erster Linie ein wissenschaftliches Konstrukt, sondern eines, das für alle Gesellschaftsmitglieder relevant ist. Mit einer gewissen Emphase hebt Schneider (2007, 1) sogar die Universalität dessen hervor, was er doch zugleich als Konstrukt auffasst:

Zu allen Zeiten, auf allen Kontinenten sowie in allen Bildungs-, Alters- und Gesellschaftsschichten begegnen uns Formen des mündlichen oder schriftlichen Sprachgebrauchs, die aufgrund bestimmter Merkmale und Eigenarten als ‚literarische Kommunikation‘ bezeichnet werden können und bezeichnet worden sind.

Jannidis u.a. (2009, 15) scheint demgegenüber ‚eigentlich jede Verwendung eines modernen Literaturbegriffs hoffnungslos anachronistisch‘, wenn es um historisch oder auch kulturell entfernte Gesellschaften geht. Die Lösung dieses Dilemmas sehen aber auch sie darin, den historisch-kulturell spezifischen Umgang mit Texten verschiedener Art zum Objekt der Analyse zu machen und die Kategorien zu rekonstruieren, mit denen die Gesellschaftsmitglieder und einzelne Gruppen von ihnen ‚ihre‘ Textuniversen konstituieren und gliedern (vgl. ebd., 29). Untersuchungen in diesem Sinne haben in Bezug auf literarische oder literaturnahe Texte auch schon eine längere Tradition. Neben Literatursoziologie und historischer Leseforschung, die insbesondere Institutionen der Literaturvermittlung im Blick hat, ist v.a. die handlungstheoretisch ausgerichtete Empirische Literaturwissenschaft von Siegfried J. Schmidt (1980/1982) zu nennen, ferner (in jüngerer Zeit) auch Arbeiten zur individuellen Textverarbeitung, die in Kooperation mit psychologischen und kognitionswissenschaftlichen Ansätzen entstanden sind (vgl. dazu die einschlägigen Kapitel in Anz 2007).

## **4 Das Problem der Wertung**

Mit einer diskurslinguistischen Position ist das Problem der Wertung vordergründig neutralisiert, insofern bloß zu rekonstruieren ist, welche Wertungen relevante Gruppen in Bezug auf Lesestoff vornehmen, der (offenbar allein auf der Grundlage des Kriteriums fiktional) zur Literatur gerechnet wird. Dies führt Schneider zur Unterscheidung verschiedener Arten von Literatur, die für gesellschaftliche Schichten wesentlich als Distinktionsmittel fungieren:

In der Unterhaltungsliteratur der Mittelschichten wird vorrangig eine Vorstellung von gesellschaftlicher ‚Normalität‘ ausformuliert, die der Abgrenzung des eigenen Lebensstils

sowohl nach unten, gegenüber den für ‚primitiv‘ erklärten Unterschichten, als auch nach oben, gegenüber den für ‚realitätsfern‘ erklärten Bildungseliten bzw. gegenüber den als ‚arrogant‘ wahrgenommenen Machteliten, dient. (Schneider 2007, 18)

Vordergründig bleibt diese Neutralisierung aus mehreren Gründen: Zunächst gehören Literaturwissenschaftler selbst zur Bildungselite und schon durch die Auswahl des Behandelten konstituieren sie den Gegenstand Literatur mit. Das gilt natürlich besonders, wenn es um die Vermittlung an ein breiteres Publikum z.B. in Literaturgeschichten oder Nachschlagewerken geht, erst recht aber in didaktischen Zusammenhängen, also dort, wo die gesellschaftliche Relevanz der Literaturwissenschaft besonders auf dem Spiel steht. Ferner sind sozial- und rezeptionsgeschichtliche Untersuchungen zwar zweifellos bedeutsam, es ist aber doch etwas anderes über den Umgang mit Literatur als über die Literatur selbst zu sprechen; es hat wenig Sinn, das eine gegen das andere auszuspielen. Schließlich beinhaltet die Kategorie Literatur (als Unterbegriff von Kunst) eine Wertung. Dies gilt auch für die Zuschreibung *künstlerischer Sprachgebrauch*, selbst wenn Schneider (2007, 4) meint, dieses Prädikat „nicht normativ, sondern unter Bezugnahme auf Kategorien der Deviationsstilistik streng deskriptiv“ benutzen zu können. Kommunikation über Kunst kommt aber nicht ohne das Bewerten aus – neben dem Bezugnehmen, Beschreiben, Deuten und Erläutern (vgl. Hausendorf 2011).

Dazu passt auch, dass man die Angemessenheit bildungsbürgerlicher Wertmaßstäbe zwar infrage stellt oder sogar für obsolet hält, der Literatur aber laufend neue Qualitäten zuspricht (innovativ, emanzipatorisch, subversiv usw.), so „dass es gegenwärtig scheint, als gäbe es kaum eine hochzielende Erwartung, die nicht mit dem Begriff [Literatur] verknüpft werden könnte“ (Jannidis u.a. 2009, 4). Ferner lässt sich in der literaturwissenschaftlichen Praxis nach wie vor „eine deutliche Konzentration auf kanonische Literatur der Moderne und Postmoderne“ (ebd., 10) konstatieren. So spricht doch einiges dafür, dass der Ausschluss von Wertung einem vergeblichen Unterfangen gleichkommt, einer Art Quadratur des Kreises.

In Bezug auf die Literatur (und andere Künste) gibt es allerdings so etwas wie eine ideale Rollenverteilung, nach der die Bewertungen vorrangig der *Kunstkritik* zufallen, wo sie nicht nur erlaubt, sondern geradezu obligatorisch sind. Eine möglichst wertneutrale *Wissenschaft* könnte sich dagegen auf das Beschreiben und Erläutern (von Entstehungszusammenhängen, vergleichbaren Stoffbehandlungen usw.) konzentrieren. Eine solche (hypothetische) Arbeitsteilung änderte freilich nichts daran, dass Wissenschaftler, insofern sie Kunst zu ihrem Gegenstand machen, in den entsprechenden Diskurs eingebunden bleiben und ihn sowie den Gegenstand selbst mit hervorbringen. Es ist außerdem nicht einfach nachvollziehbar, wieso ausgerechnet diejenigen, die besonders profunde Kenntnisse über den Gegenstand haben – nur diese versetzen sie in die Lage, differenziert zu be-

schreiben und zu erläutern – und die außerdem Werturteile von anderen Instanzen reflektieren, sich selbst jeder Wertung enthalten müssten. Mit wissenschaftlichen Prinzipien ist es zwar nicht vereinbar, lediglich subjektive (Geschmacks-)Urteile zu verkünden, ohne die Wertmaßstäbe und die Regeln ihrer Anwendung offenzulegen. Wenn eben dies aber geschieht, so sind Wertungen in intersubjektiv nachvollziehbare Argumentationen eingebettet, und mehr als das ist in der Wissenschaft ohnehin nicht erreichbar.

An dieser Stelle ist es nützlich, einen Blick auf eine vergleichbare Debatte in der Linguistik zu werfen, zumal deren Wissenschaftlichkeit ja teilweise Vorbildcharakter hat. Zwar ist das Werten für die Kategorie Sprache nicht so konstitutiv wie für Literatur, besonders im Feuilleton und verwandten Gattungen gehört aber die Sprachkritik zu den beliebtesten Formen, Sprache zu thematisieren. Solche Kritik richtet sich in der Regel gegen den aktuellen Sprachzustand und präsentiert immer wieder neu den altbekannten Topos vom Sprachverfall. Mit dem Argument, Wertungen seien in der Wissenschaft grundsätzlich ausgeschlossen, wurde Sprachkritik lange für linguistisch nicht relevant erklärt. Die Sprachwissenschaft sah sich dann allerdings heftigen Angriffen u.a. von Seiten der Sprachkritiker ausgesetzt, die, so könnte man resümieren, die wertneutrale Deskription von Sprache für gesellschaftlich nicht relevant halten. Dies löste innerhalb der Linguistik eine ausgedehnte Diskussion um die Frage aus *Darf man als Sprachwissenschaftler die Sprache pflegen wollen?* (Bär 2002).

Zwar haben sich die Beziehungen zwischen den heute meist als laienlinguistisch herabgesetzten Sprachkritikern – tatsächlich fehlen ihnen in der Regel die fachlichen Voraussetzungen für das Beschreiben und Erklären – und der Sprachwissenschaft nicht verbessert, fest etabliert ist aber inzwischen eine linguistisch fundierte Sprachkritik (vgl. Kilian u.a. 2010) und die Diskussion um das Wertungsproblem ist erheblich differenzierter geworden. Während die Frage, ob man globale Werturteile über Sprachen, Varietäten oder auch den Entwicklungsstand einer Sprache fällen darf, noch sehr kontrovers beantwortet wird, bezweifelt niemand, dass man Texte bewerten kann und darf, besser gesagt: dass man diese in der Sprachwirklichkeit ohnehin ubiquitäre Praxis auf wissenschaftlicher Grundlage durchführen kann. Besonders wichtig ist natürlich wieder der didaktische Kontext (einflussreich hier Nussbaumer 1991).

Dies zeigen eigentlich schon die oben angesprochenen Textualitätskriterien von Beaugrande/Dressler, von denen man zumindest einige kaum anders denn als Wertmaßstäbe verstehen kann, insbesondere Akzeptabilität, Situationsangemessenheit und Kohärenz. Besonders bemerkenswert ist allerdings, dass in Bezug auf die sprachliche Form Kohäsion als zentrales Merkmal erscheint, nicht aber Korrektheit, die doch ein elementares Gütekriterium bildet. Dieses Kriterium lässt sich auf Texte praktisch allerdings nur anwenden, wenn es überhaupt eine (kodierte) Norm gibt, an der der Sprachgebrauch gemessen werden kann. Für das Deutsche gilt dies bekanntlich erst seit dem 18. Jahrhundert.

Der Augenblick der gefestigten Norm ist [aber] zugleich schon der Augenblick der Revolte gegen die Norm. [...] In den 70er Jahren [des 18. Jahrhunderts] beginnt, angesichts der eben erst gefestigten Norm, das Zeitalter der Abweichungspoetik. (Eibl 1985, 119f.)

Die ‚Ausdruckskraft‘ der Normabweichung wirkt [allerdings] nur deshalb, weil sie die Norm voraussetzt und ein zusätzliches Register ist; nicht Unfähigkeit, sondern nur das souveräne – zumindest passive – Beherrschen der Norm macht die Abweichung zu einem Akt der Freiheit. (ebd., 121f.)

Wer nun Abweichungsstilistik zwecks Vermeidung von Werturteilen zum ‚deskriptiven‘ Maßstab für Literarizität machen will, ist nicht nur gezwungen, Abweichungen danach zu unterscheiden, ob sie gewollt (und künstlerisch oder sonst sinnvoll) sind oder aber auf Inkompetenz oder Versehen zurückgehen; er büßt ferner die Möglichkeit ein, die unterschiedlichsten (sprach)historischen Epochen erfassen zu können. Dies entspricht einem sehr engen Literaturbegriff, der das Bestehen von Sprachnormen voraussetzt und dabei nicht zuletzt die Bedeutung schmälert, die der Literatur bei der Ausbildung eben dieser normierten deutschen Standardsprache zukam.

Ein enger Begriff von Literatur ist auch in der Textlinguistik durchaus verbreitet und dürfte v.a. denen vorschweben, die literarische Texte gar nicht dem Gegenstandsbereich dieser Disziplin zurechnen. Dafür, dass eine solche – aus der Außensicht zweifellos erstaunliche – Selbstbeschränkung nicht unüblich ist, sprechen v.a. die am weitesten verbreitete, inzwischen in 8. Auflage vorliegende Einführung von Brinker (Brinker u.a. 2014) und der einschlägige Band aus der Reihe der *Handbücher zur Sprach- und Kommunikationswissenschaft* (HSK 16; Brinker u.a. 2000/2001), die literarische Texte aus der Betrachtung fast gänzlich ausschließen. Der verständlichste Grund dafür besteht darin, dass es in diesen Werken nicht zuletzt um die Subklassifizierung von Textsorten geht und die literaturwissenschaftliche Gattungsforschung bereits ein derartig weit ausdifferenziertes Forschungsfeld darstellt (vgl. Zymner 2010), dass man nur dahinter zurückbleiben kann.

Dieses Vorgehen kann gleichwohl nicht überzeugen, denn schon allein um eine Gruppe von Texten (noch dazu eine, die für die meisten Sprachteilhaber dem Prototyp nahesteht) aus der Betrachtung auszuklammern, bedarf es eines Abgrenzungskriteriums, d.h. man müsste eigentlich angeben können, was denn – aus textlinguistischer Sicht – das Spezifische an literarischen Texten ist. Diese Frage wird jedoch eher selten behandelt und praktisch (!) dürfte man meist dem konventionalistischen Literaturbegriff folgen: Texte kommen ja nicht als unkategorisierte Einheiten in die Welt, sondern es werden ihnen von vornherein bestimmte Eigenschaften zugeschrieben, häufig durch einen expliziten meta- bzw. parasprachlichen Hinweis auf die Gattung bzw. Textsorte. Alles, was sich bereits selbst als

einer literarischen Gattung zugehörig präsentiert, kann man als solches akzeptieren – und dann der Literaturwissenschaft überlassen.

Wer die Textlinguistik auf Gebrauchstexte beschränken oder mindestens konzentrieren möchte, tut dies allerdings nicht unbedingt (nur) aus Respekt vor disziplinären Zuständigkeiten. Vielmehr werden literarischen Texten mitunter auch ausdrücklich Eigenschaften zugeschrieben, die sie für textlinguistische Fragestellungen ungeeignet erscheinen lassen. Ein erstes gelegentlich sehr explizit zum Ausdruck gebrachtes Argument besteht letzten Endes in der Berufung auf das Prinzip *de singularibus non est scientia*, das uns auf den Anspruch größerer Wissenschaftlichkeit der Sprachwissenschaft zurückführt. Danach gehe es in der Linguistik immer nur um Allgemeines – anders als in den Naturwissenschaften ist allerdings nicht von Gesetzen, sondern von Regeln die Rede:

Im Unterschied etwa zur Literaturwissenschaft kann die Linguistik [...] Textexemplare nie als eigentliches Erkenntnisziel betrachten, sondern nur als Material aus dem die sprachlichen Regeln und Normen zu erschließen sind,

heißt es bei Koch/Oesterreicher (2008, 214). Noch einen Schritt weiter gehen Hoffmann/Keßler (2003, 9), die bezeichnenderweise wieder mit dem Begriff *Werk* operieren und unterstellen, er bleibe für die Literaturwissenschaft zentral:

Die Literaturwissenschaft ist von je her auf den Einzeltext in seinem Charakter als Werk orientiert. Diese Werkorientiertheit wird auch dann niemals völlig aufgegeben, wenn Fragen nach Gattungs- oder Œuvretypischem, nach Relationen der Diskursivität und Intertextualität die Frage nach der Einmaligkeit und Unverwechselbarkeit eines Textes zweitrangig werden lassen. Demgegenüber ist die Linguistik dazu berufen, anhand eines Textcorpus Mengen von Gebrauchstexten nach ausgewählten Kriterien so zu sortieren, dass der Einzeltext mitsamt seinen individuellen Eigenheiten in einer abstrakten Klasse verschwinden kann.

Entsprechend der ersten Aussage kommen literarische Texte immerhin noch als Material für die Rekonstruktion von Regeln und Normen infrage, wenngleich kein Einzeltext als solcher interessiert (das ist eigentlich die systemlinguistische Position). Die zweite präsentiert gleich Gebrauchstexte als alleinigen oder jedenfalls vorrangigen Gegenstand der Linguistik und präsupponiert die Einmaligkeit und Unverwechselbarkeit literarischer Texte, rekuriert also auf den emphatisch-wertenden Literaturbegriff.

*Gebrauchstext* (in der Literaturwissenschaft häufig auch als *pragmatischer Text* bezeichnet) bildet also die Gegenkategorie zu *literarischem Text*. Daraus lässt sich ableiten, worin der fundamentale Unterschied zwischen beiden gesehen wird: Literatur hat keinen Gebrauchswert. Das passt durchaus zu dem mit ‚höheren Werten‘ assoziierten Begriff von Literatur und dem dafür zentralen Konzept der Autonomie. Literatur steht nicht im Dienst irgendwelcher praktischer Zwecke, ist

im Extremfall *l'art pour l'art*. Es passt natürlich nicht zu Erscheinungen wie Gebrauchslyrik, Lehrdichtung usw., zieht die Grenzen der Literatur eben sehr eng.

Ebenso eng ist das Konstrukt der Textfunktion, das im Gefolge der sog. kommunikativ-pragmatischen Wende in der Textlinguistik vorherrschend wurde und das man bevorzugt zur Textsortendifferenzierung einsetzt. Es lehnt sich an die fünf illokutionären Typen aus der Sprechakttheorie an (vgl. dazu genauer Nikula in diesem Band) und bietet für die speziellen, außerhalb von konkreten Handlungszusammenhängen angesiedelten Funktionen von (literarischen) Texten keinen Platz (vgl. dazu Adamzik 2004, Neubearbeitung, Kap. 5.).

Entscheidend für dieses Konzept ist ferner, dass die Textfunktion mit der Intention des Produzenten gleichgesetzt wird, die dieser mit konventionellen Mitteln realisiert – und die daher vom Rezipienten auch leicht rekonstruiert werden kann. Dies führt auf ein weiteres Merkmal, das literarischen Texten zugeschrieben wird und das in einer sprechakttheoretisch ausgerichteten Textlinguistik stört: Gemeint ist das, was man meist ihre Offenheit nennt, die Eigenschaft, dass sie nie vollständig und einsinnig ausdeutbar sind. Die Instrumente zum Umgang mit impliziten und indirekten Botschaften (Implikaturen entsprechend den Konversationsmaximen von Grice) können dieser Offenheit nicht gerecht werden, zumal die Produzentenperspektive privilegiert bleibt.

Nun stellt im Prinzip nicht nur jeder literarische, sondern auch jeder pragmatische Text eine – freilich mehr oder weniger große – hermeneutische Herausforderung dar und kann völlig oder partiell unverstanden bleiben oder auch gründlich missverstanden werden. Nicht relevant ist dies ausschließlich für diejenigen, die sich für den Inhalt von Texten bzw. seine Rekonstruktion ohnehin nicht interessieren, sondern Texte nur als Material für die Rekonstruktion von Regeln behandeln. Solche Ansätze sind denkbar weit entfernt von einer als Querschnittsdisziplin gedachten ‚allgemeinen‘ Textlinguistik, auf die wir jetzt zurückkommen.

## 5 Textlinguistische Beschreibungsdimensionen

Die Aufgabe einer allgemeinen Textlinguistik besteht darin, ein Inventar von Beschreibungskategorien bereitzustellen, die sich auf sprachliche Äußerungen aller Art anwenden lassen. Was man zunächst als Merkmal (von Texten überhaupt oder bestimmter Untergruppen wie literarischer) angesetzt hat, das gegeben ist oder nicht, wird in eine Beschreibungsdimension umgedeutet, die differenzierte (und möglichst gut operationalisierbare) Ausprägungen einer abstrakteren Kategorie umfasst. Angesichts der unscharfen Grenzen zwischen Kategorien ist zu erwarten, dass Merkmale besonders nützlich sind, die sich als skalar angelegte Dimensionen konstruieren lassen. Im Folgenden soll es darum gehen, ausgehend

von den oben behandelten Kriterien für Literarizität solche Oberbegriffe und zugehörige (meist skalar gedachte) Ausprägungen zu suchen.

## 5.1 Künstlerische Sprachverwendung oder: Gestaltungsaufwand

Beim ersten Kriterium bedarf es nur der Weglassung des spezifizierenden Adjektivs, um zur abstrakten Kategorie zu gelangen: Es geht um die Sprachverwendung, die konkrete sprachliche Gestalt von Texten bzw. ihren Sprachstil. Es gilt dabei die Annahme, Sprachstil komme jedem Text zu, der Ausdruck wird also nicht etwa für eine Menge besonderer Stilmittel oder dergl. reserviert. Die allgemeine Anwendbarkeit des Kriteriums ist damit garantiert, allerdings handelt es sich natürlich um einen ganzen Komplex von Merkmalen. Auf lexikalischer und morphologischer Ebene ist es allgemein üblich, alternative Ausdrucksmittel entsprechend ihrem Stilniveau skalar anzuordnen. Für die syntaktische Ebene ist das seltener (prominent aber z.B. die Verbstellung bei *weil*).

Eine engere Auffassung von Stil stellt den sog. Redeschmuck in den Vordergrund. Die Auflistung poetischer und rhetorischer Mittel hat eine besonders alte Tradition: Reim- und metrische Schemata sowie ein ganzes Arsenal rhetorischer Figuren. Schneider scheint tatsächlich auch genau dies im Blick zu haben, wenn er Festansprachen Literarizität zuschreibt, falls sie Versform aufweisen. Später stellt er allerdings selbst fest: Die seit langem

zu konstatierende Tendenz zur Entmetrisierung sowohl der Lyrik als auch des Dramas einerseits und die exzessive Verwendung von Reim und Verstechnik in der Produktwerbung andererseits haben jedoch diese Gleichsetzung von Poetizität und Literarizität erschwert, wenn nicht gar unmöglich gemacht. (Schneider 2007, 16)

Es ist indes sicher nicht allein der (mögliche) Verzicht auf die in Regelpoetiken und rhetorischen Lehrbüchern (auch aktuellen!) tradierten Techniken, der moderne Literatur charakterisiert, besser gesagt: der es unmöglich macht, Literarizität auf bestimmte sprachliche Merkmale zurückzuführen. Es bedarf eines abstrakteren Kriteriums, das erlaubt, die bekannten Mittel als spezifische Ausprägungen eines allgemeinen Prinzips zu begreifen. Dies leistet das Konzept der poetischen Funktion von Roman Jakobson. Es besagt, dass durch die Rekurrenz irgendwelcher Elemente Strukturen hervorgebracht werden. Entgegen einer verbreiteten Ansicht spielen dabei nicht nur formale oder gar lautliche Phänomene eine Rolle. Ginge es nur um die üblichen Ausdrucksmittel, wäre ja die komplizierte Formel von der ‚Projektion des Prinzips der Äquivalenz von der Achse der Selektion auf die Achse der Kombination‘ unnötig. In dem Wahlslogan, den Jakobson als Beispiel wählt, kommt die Grundidee in knappster Form sehr sinnfällig zum Ausdruck: *I like Ike* (statt z.B. *We like Eisenhower*). Aber auch z.B. Isotopieketten,

Leitmotive, die Verbindung bestimmter Stimmungen mit Farben oder Witterungserscheinungen usw. folgen demselben Prinzip, nämlich der strukturkonstituierenden Auswahl eines Elements aus einer Menge alternativ einsetzbarer. Man kann die poetische Funktion daher auch mit dem Prinzip der Überstrukturierung gleichsetzen.

Das Beispiel sollte auch einem weiteren verbreiteten Missverständnis vorbeugen, dass nämlich die poetische Funktion zur Unterscheidung von literarischen und nicht-literarischen Texten taugt: „Jeder Versuch, die Sphäre der poetischen Funktion auf Dichtung zu reduzieren oder Dichtung auf die poetische Funktion einzuschränken, wäre eine trügerische Vereinfachung.“ (Jakobson 1960/1979, 92). Sehr wohl kann sie dagegen dazu dienen, die Elaboriertheit des Stils zu bestimmen, die nun aber eben nicht spezifisch für Literatur ist. Während heutzutage v.a. Werbung mit Reimen arbeitet, findet man besonders virtuos, mitunter auch geradezu akrobatischen Sprachstil wohl am leichtesten im Feuilleton von Bildungsbürgern geschätzter Blätter.

Es bleibt zu erläutern, wieso der Sprachstil gleichwohl ein sehr wesentliches Merkmal für literarische Texte darstellt. Dazu eignet sich die Kategorie Selektion, also Auswahl. Aus den Mitteln auswählen muss man bei jedem Äußerungsakt. Das Prädikat *gewählt* hat aber neben der neutralen auch eine wertende Lesart. Diese kann sich darauf beziehen, dass man Elemente wählt, die auf hohem Stilniveau angesiedelt (und damit selten) sind, oder dass eine besonders große Vielfalt von Ausdrucksmitteln Verwendung findet, was nur bei hoher Sprachkompetenz möglich ist. Eine solche impliziert ein breites Varietätenspektrum, so dass auch höchst unfeine Redemittel infrage kommen – wenn sie denn zu bestimmten Zwecken eingesetzt werden und nicht etwa, weil man es nicht besser weiß oder sich gerade nicht beherrschen kann. Die dritte, in unserem Zusammenhang einschlägigste Lesart von *gewählt* bezieht sich auf den Prozess des Wählens: Je mehr alternative Ausdrucksmittel bedacht und erprobt werden (können), desto bewusster, individueller und auch langwieriger ist die Auswahl. Daher erscheint mir Gestaltungsaufwand als abstrakte Kategorie am geeignetsten. Der Gestaltungsaufwand ist am geringsten bei Texten, bei denen der Produzent überhaupt keine oder eine nur höchst eingeschränkte Wahlfreiheit hat, also bei hochstandardisierten, die man vollkommen automatisiert (heutzutage durchaus auch im technischen Sinn) erstellt. Das muss nicht mit geringer sprachlicher Elaboriertheit korrelieren. So sind z.B. juristische Texte sehr komplex, bestehen aber zu einem großen Teil aus vorformulierten Komponenten.

## 5.2 Fixierung oder: Geltungsdauer und Überlieferungswert

Fixierung ist ein Merkmal, das sich besonders schlecht dichotomisch fassen lässt. Nicht nur müssen in unterschiedlichen Stadien der Mediengeschichte ganz ver-

schiedenartige Speichermöglichkeiten berücksichtigt werden, es handelt sich auch um ein essenziell graduelles Merkmal, geht es doch um die – notwendigerweise mehr oder weniger lange – Dauer der Existenz eines Textes. Zugleich erweist sich dieses Kriterium als äußerst problematisch, obwohl es auf den ersten Blick am einfachsten anwendbar scheint. Mitgedacht wird meist die Dichotomie mündlich – schriftlich, und bei allem schriftlich oder auch audiovisuell Fixierten sind materielle Eigenschaften im Spiel, die sozusagen objektiv gegeben und relativ leicht feststellbar sind. Wenn man das Merkmal Fixierung statt Schriftlichkeit wählt, um auch nicht materiell, sondern nur im Gedächtnis gespeicherte Texte einbeziehen zu können, muss man deren Dauer mit dem Ende der Lebenszeit aller Individuen zusammenfallen lassen, die sie so gespeichert haben – eine praktisch denn doch nur schlecht ermittelbare Größe.

Aber auch für materiell, in ‚externen Speichern‘ zugängliche Texte entpuppt sich die Frage nach der Existenzdauer als recht verwickelt. Um dies an einem drastischen Beispiel zu verdeutlichen: Bücherverbrennungen sind kein probates Mittel, um Texte aus der Welt zu schaffen. Man könnte sogar sagen: im Gegenteil. Die Vernichtung materieller Exemplare steigert eher den ideellen Wert, den ‚die anderen‘ diesen Texten zuschreiben. Auch die ‚Haltbarkeit‘ ist also Gegenstand diskursiver Aushandlungsprozesse und damit zusammenhängender praktischer Handlungen. Das Verbrennen, Einstampfen, Schreddern von Papieren führt nur teilweise zu endgültiger Vernichtung. Der bloße Verzicht auf willentliche Zerstörung sichert den Fortbestand von Texten aber auch nicht, sie müssen vielmehr kontinuierlich re-aktualisiert werden: immer wieder (vor-)gelesen, abgeschrieben, nachgedruckt, neu aufgelegt, übersetzt, heutzutage natürlich v.a. gescannt. Solche Reaktualisierungen, bei denen viele und sehr verschiedenartige Materialisierungen eine Rolle spielen, sind Folge und zugleich Mittel der Zuschreibung einer Eigenschaft, für die sich allgemein der Ausdruck *Geltungsdauer* (statt *Existenz-Dauer*) anbietet; bei sozial und v.a. kulturell besonders wichtigen Texten ist der Ausdruck *Überlieferungswert* gängig (einflussreich hier Ehlich 1983).

In diesem Zusammenhang kommt eine Lesart von *Text* in den Blick, die immaterielle bzw. virtuelle Einheiten betrifft, denn solche kann man eben nicht verbrennen. Die immaterielle Seite eines Textes ist ein Wortlaut (zu verschiedenen Ebenen der Virtualität vgl. Adamzik 2004, Neubearbeitung, Kap. 2.4.), den man immer wieder neu – gesprochen, gesungen, geschrieben, gedruckt, in Pixeln oder auch als innere Sprache – realisieren kann. Entsprechend vielfältig sind die Kriterien, die man zur Operationalisierung der Geltungsdauer einsetzen kann. Literarische Texte gehören auf jeden Fall zu solchen, bei denen die Geltungsdauer nicht explizit begrenzt wird (wie z.B. bei Ausweisen, Verträgen usw.). Ansonsten sind folgende Fragen besonders wichtig: Wie viele Versionen des virtuellen Textes (Neuausgaben, Übersetzungen usw.) existieren? Über welchen Zeitraum werden neue Versionen erstellt und in wie vielen Exemplaren erscheinen sie? Auf diesem

Wege lässt sich sehr gut die Literatur der Massen- von der der Elitekultur abgrenzen, weil sich die Zuschreibung hohen Werts in kontinuierlicher Überlieferung über lange Zeiträume niederschlägt.

Für viele Texte ist ferner die (eingeschränkte) Zugänglichkeit ein wichtiges Kriterium (Briefe, Verwaltungsunterlagen usw.). Bei literarischen Texten unterstellt man gewöhnlich, dass sie öffentlich zugänglich sind – nur so können sie jedenfalls gesellschaftlich relevant werden. Literarisch wäre dann allerdings nur das, was von Menschen stammt, die als Schriftsteller anerkannt sind. Entsprechend diesem Konzept müsste man u.a. die fiktionalen Texte ausschließen, die in der Schule abzufassen sind.

### 5.3 Fiktionalität oder: Bezugswelten

Der Kategorie Fiktionalität und ihrer Relativität sind (in der Literaturwissenschaft) besonders viele Untersuchungen gewidmet, auf die hier nicht weiter eingegangen werden kann (vgl. dazu Weidacher in diesem Band). In der Textlinguistik spielt diese Dimension meist keine große Rolle, d.h. man geht in der Regel einfach von einer Dichotomie ‚real vs. fiktional‘ aus und schreibt ferner die Merkmale global Texten zu: Fiktionale Texte beziehen sich auf eine nicht reale Welt, nicht-fiktionale auf die reale oder wirkliche Welt. Aber welche Welt ist wirklich? Nicht erst seit dem Konstruktivismus wissen wir, dass wir zur wirklichen Welt keinen Zugang haben. In der Alltagspraxis ist die ständige Erinnerung daran allerdings ungefähr so relevant wie die Bemerkung, dass der Ausdruck *Sonnenaufgang* sachlich unangemessen ist, d.h. von der prinzipiellen Unzugänglichkeit der ‚wirklichen Welt‘ müssen wir für alltagsweltliche Bedürfnisse absehen. Deswegen tun und reden wir meist so, als ob klar wäre, was die reale Welt ausmacht. Berger/Luckmann (1966/1980) nennen dies die Alltagswelt, wie sie sich für das Jedermannswissen darstellt: „Jedermannswissen ist das Wissen, welches ich mit anderen in der normalen, selbstverständlich gewissen Routine des Alltags gemein habe.“ (ebd., 26).

Das impliziert freilich nicht, dass das Jedermannswissen mit einer Dichotomie arbeitet, der Alltagswelt also nur fiktionale Welten gegenüberstellt und davon ausgeht, es könne immer klar zwischen beidem unterscheiden: In der Medienwirklichkeit wird die Grenze sogar zunehmend systematisch verwischt. So sind z.B. Doku-Dramen typische Grenzgänger und ein prosperierendes Genre privater Fernsehkanäle, bei dem man von *Faction* spricht (vgl. Bonfadelli u.a. 2010, 501). Hier wird etwas dargestellt, das sich zumindest ereignen könnte, um die aristotelische Formel aufzugreifen. Am eindeutigsten zum fiktionalen Bereich gehört die Gattung Märchen mit anthropomorphisierten Tieren, Pflanzen und Gegenständen. So etwas kommt aber nicht nur in Märchen vor: Um gar nicht von Haustieren oder Feststellungen wie *Der Computer will nicht* zu sprechen: Es gibt

auch Leute, die mit Blumen reden – tatsächlich wissen wir ja nicht genau, inwiefern ‚niederen Lebewesen‘ (zu denen in manchen ‚Alltagswelten‘ allerdings auch Frauen gehören) eine Psyche oder Seele eignet. Besser gesagt: Wir wissen – zumal in unserer multikulturellen Welt –, dass es verschiedene Versionen dessen gibt, was die Mitglieder einer Gruppe für fraglos wirklich und normal halten. Ich bevorzuge dafür den Ausdruck *Standardwelt*, eine Kategorie, die unbedingt im Plural zu denken ist.

Aufgerufen sind mit diesen Bemerkungen, abgesehen von fiktionalen, zwei weitere Welten, die das Jedermannsbewusstsein klar von der ‚wirklichen‘ Welt trennt, nämlich die Welt des Übersinnlichen, Jenseitigen, der Religion einerseits und die Welt der Wissenschaft andererseits. Wissenschaftler entwerfen (wie Science-Fiction-Autoren) u.a. Zukunftsszenarien, die gewiss nicht real, aber auch nicht fiktional, sondern hypothetisch sind. Das Gleiche gilt aber auch von den Modellen, die in der Gegenwart oder Vergangenheit Wirkliches erfassen sollen – Wissenschaftler rechnen grundsätzlich damit, dass ihre Annahmen falsifizierbar sind.

Dass Welten, in denen Menschen leben, mentalen Konstrukten entsprechen, dürfte für das Jedermannsbewusstsein am offenkundigsten sein, wenn es um nur subjektiv gültige Vorstellungen darüber geht, wie die Welt beschaffen ist. Wir können uns nicht wirklich in die gedankliche und emotionale Innenwelt anderer begeben, allerdings durchaus erkennen, dass ihre Weltkonstruktion aus anderer Sicht mitunter einem Irrtum, einer fixen Idee oder gar einer Wahnvorstellung gleichkommt. Noch relevanter ist es allerdings wohl festzustellen, dass schon die exakt gleiche Sicht zweier Individuen auf ein und denselben Sachverhalt der Standardwelt ein eher seltener Grenzfall sein dürfte. Es ist vielmehr normal (bzw. in unserer Standardwelt nicht unüblich), dass verschiedene Menschen dasselbe nur partiell identisch wahrnehmen, kategorisieren, werten und interpretieren, selbst wenn sie genau die gleichen Normalitätsvorstellungen zugrunde legen.

Das bedeutet zugleich, dass man sich Sachverhalte (und Texte) nicht schlicht in bestimmten Welten angesiedelt vorzustellen hat, sondern dass diese Welten und das in ihnen Denk- und Sagbare Bezugsgrößen für die Konstruktion mentaler Repräsentationen darstellen: In manchen Welten gelten bestimmte Gesetze, Regeln, Werte, in anderen nicht; nur in einigen ‚gibt es‘ Engel, Teufel und Hexen, koschere Speisen, Schicksal, angeborene Ideen, das Über-Ich, sich schneidende Parallelen oder auch sprechende Tiere. Selbst Texte, die in der Märchenwelt spielen, stellen jedoch nicht reine Fiktionen dar, d.h. es sind nicht sämtliche Normalitätsvorstellungen außer Kraft gesetzt. Vielmehr besteht die Anthropomorphisierung gerade darin, auf Schemata aus dem Bereich menschlichen Fühlens, Denkens und Handelns, die aus der Standardwelt vertraut sind, auch bei der Interpretation von Sachverhalten zurückzugreifen, die einer Fantasiewelt angehören. Ebenso können Ereignisse, die in der Standardwelt wirklich vorgekommen sind, unter Rückgriff auf verschiedene Bezugswelten gedeutet werden, nämlich z.B. als

Zufall, Schicksal, Strafe Gottes oder auch als Konsequenz unverantwortlichen Handelns, für das man juristisch zur Rechenschaft gezogen werden kann. Auch literarische Texte sind nur lesbar vor dem Hintergrund von Vorerwartungen. Die Wahrscheinlichkeit, dass bestehende Normalitätsvorstellungen suspendiert werden müssen, ist hier zwar größer als bei Gebrauchstexten, die Grenze zwischen beiden Gruppen ist aber auch entsprechend dem Kriterium des Weltbezugs weniger scharf als oft angenommen.

## 6 Fazit

„Die Suche nach einer allgemein gültigen Definition [...] ist bisher nicht gelungen und wäre wohl auch ein Widerspruch in sich selbst“ (Betten u.a. 2014: 456). Diese Feststellung treffen die Herausgeberinnen dieses Bandes in Bezug auf den Begriff Literatur. Für den Textbegriff gilt allerdings dasselbe: Die Suche nach einer strikten Definition ist gescheitert. Insbesondere ließen sich keine textinternen Merkmale finden, also solche der sprachlichen Gestalt, die die eindeutige Zuordnung eines Artefakts zur Kategorie (literarischer) Text erlauben.

Dieses Scheitern lässt sich rekonstruieren als fehlerhafte Fragestellung bzw. Ausgangshypothese: Die Annahme, es müsse eine klare Grenze zwischen literarischen und Gebrauchstexten geben, widerspricht dem Charakter von Kategorien als diskursiv etablierten Größen. In der deutschsprachigen (Text-)Linguistik ist diese Einsicht verbunden mit der Profilierung eines kulturwissenschaftlich orientierten Analyseansatzes. Dieser wendet sich gegen die in den 1960er Jahren prominenten streng formalisierten Verfahren wissenschaftlicher Analyse und Begriffsbildung, die gewusst und gewollt die Perspektive der Diskursgemeinschaft, also der Sprachteilhaber, ausklammern bzw. als vorwissenschaftlich ablehnen, d.h. gar nicht erst anstreben, mit alltagsweltlichen Konzepten kompatibel zu sein.

Der kulturwissenschaftlichen Ausrichtung liegt dagegen die Annahme zugrunde, dass Texte wie andere Artefakte in historisch-soziale Praxen eingebettet und nur aus diesen heraus verstehbar sind. Sie werden im Rahmen solcher Praxen hervorgebracht, kategorisiert, rezipiert und in der einen oder anderen Weise weiterbehandelt. Es wäre mehr als erstaunlich, wenn in oralen oder schwach alphabetisierten Gesellschaften auch nur annähernd dieselben Konzepte für Text oder Literatur ausgebildet würden wie in der Mediengesellschaft des 21. Jahrhunderts.

In historischer und kulturvergleichender Sicht geht es in Sprach- und Literaturwissenschaft um die Rekonstruktion der Kommunikations- und Textwelten fremder Gesellschaften. Nun werden nicht zuletzt literarische Texte aus früheren Zeiten überliefert und aus anderen Gemeinschaften importiert. Sie finden sich dann in neuen Kontexten wieder, in denen sie notwendigerweise einen anderen Stellenwert haben als in der Ausgangssituation. Aber auch innerhalb von Sprach-,

Kultur oder Interaktionsgemeinschaften ist immer mit mehr oder weniger großer Varianz insbesondere bei Wertzuschreibungen zu rechnen und es kommt zu Streitigkeiten über angemessene Zuschreibungen. Eben dies belegt, dass diese Kategorien diskursive Konstrukte sind, und macht den Versuch so aussichtslos, exakt festzulegen, was immer und überall als (literarischer) Text zu gelten hat.

Die hier vorgeschlagenen Beschreibungsparameter – Gestaltungsaufwand, Geltungsdauer und Bezugswelten – scheinen mir dagegen hinreichend abstrakt, um mit einiger Aussicht auf intersubjektiven Konsens auf sprachliche Äußerungen aller Art angewendet werden zu können. Dabei sind selbstverständlich immer die Normalerwartungen spezifischer Gemeinschaften als Bezugsgröße zugrunde zu legen. Wer welche Ausprägungen in welcher Kombination dann als spezifische Kategorien zusammenfasst, ist eine empirische Frage.

## 7 Literatur

Adamzik, Kirsten (2004): Textlinguistik. Eine einführende Darstellung. Tübingen [Neubearbeitung 2015: <http://www.unige.ch/lettres/alman/adamzik/adamzik-textlinguistik-jan2015.pdf>].

Anz, Thomas (Hg.) (2007): Handbuch Literaturwissenschaft. Gegenstände – Konzepte – Institutionen. Stuttgart/Weimar, 3 Bde.

Bär, Jochen A. (2002): Darf man als Sprachwissenschaftler die Sprache pflegen wollen? Anmerkungen zu Theorie und Praxis der Arbeit mit der Sprache, an der Sprache, für die Sprache. In: Zeitschrift für germanistische Linguistik, 30, 222–251.

Beaugrande, Robert-Alain de/Wolfgang Ulrich Dressler (1981): Einführung in die Textlinguistik. Tübingen.

Benthien, Claudia/Hans Rudolf Velten (Hg.) (2002): Germanistik als Kulturwissenschaft. Eine Einführung in neue Theoriekonzepte. Reinbek bei Hamburg.

Berger, Peter L./Thomas Luckmann (1966/1980): Die gesellschaftliche Konstruktion der Wirklichkeit. Eine Theorie der Wissenssoziologie. Frankfurt a.M.

Betten, Anne/Jürgen Schiewe (Hg.) (2011): Sprache – Literatur – Literatursprache. Linguistische Beiträge. Berlin.

Bleumer, Hartmut/Rita Franceschini/Stephan Habscheid/Niels Werber (Hg.) (2013): Turn, Turn, Turn? Oder: Braucht die Germanistik eine germanistische Wende? Eine Rundfrage zum Jubiläum der LiLi. Stuttgart/Weimar (= Zeitschrift für Literaturwissenschaft und Linguistik, Heft 172).

Bonfadelli, Heinz/Otfried Jarren/Gabriele Siegert (Hg.) (2010): Einführung in die Publizistikwissenschaft. Bern, 3. Aufl.

- Brinker, Klaus (1973): Zum Textbegriff in der heutigen Linguistik. In: Horst Sitta/Klaus Brinker (Hg.): Studien zur Texttheorie und zur deutschen Grammatik. Düsseldorf, 9–41.
- Brinker, Klaus u.a. (Hg.) (2000/2001): Text- und Gesprächslinguistik. Ein internationales Handbuch zeitgenössischer Forschung. Berlin/New York, 2 Bde.
- Brinker, Klaus/Hermann Cölfen/Steffen Pappert (2014): Linguistische Textanalyse. Eine Einführung in Grundbegriffe und Methoden. Berlin.
- Dehrmann, Mark-Georg/Carsten Rohde (Hg.) (2013): Perspektiven der Germanistik im 21. Jahrhundert. Internationales Kolloquium 4.–6.4.2013  
<http://www.perspektiven-der-germanistik.de> (7.10.2014)
- Ehlich, Konrad (1983): Text und sprachliches Handeln. Die Entstehung von Texten aus dem Bedürfnis nach Überlieferung. In: Aleida Assmann/Jan Assmann/Christof Hardmeier (Hg.): Schrift und Gedächtnis. Beiträge zur Archäologie der literarischen Kommunikation. München, 24–43.
- Eibl, Karl (1985): Sprachkultur im 18. Jahrhundert. Über die Erzeugung von Gesellschaft durch Literatur. In: Rainer Wimmer (Hg.): Sprachkultur. Jahrbuch 1984 des Instituts für deutsche Sprache. Düsseldorf, 108–124.
- Fix, Ulla (2009): Stand und Entwicklungstendenzen der Textlinguistik (I/II). In: Deutsch als Fremdsprache 46, 11–20; 74–85.
- Fludernik, Monika/Daniel Jakob (Hg.) (2014): Linguistics and Literary Studies. Interfaces, Encounters, Transfers. Berlin/Boston.
- Hartmann, Peter (1964/1972): Text, Texte, Klassen von Texten. In: Bogawus 2, 15–25; wieder in: Walter A. Koch (Hg.): Strukturelle Textanalyse. Hildesheim/New York, 1–22.
- Haß, Ulrike/Christoph König (Hg.) (2003): Literaturwissenschaft und Linguistik von 1960 bis heute. Göttingen.
- Hausendorf, Heiko (Hg.) (2008): Zwischen Linguistik und Literaturwissenschaft. Berlin/New York (= Zeitschrift für germanistische Linguistik 36.3).
- Hausendorf, Heiko (2011): Kunstkommunikation. In: Stephan Habscheid (Hg.): Textsorten, Handlungsmuster, Oberflächen. Typologien der Kommunikation. Berlin/Boston, 509–535.
- Heinemann, Margot/Wolfgang Heinemann (2002): Grundlagen der Textlinguistik. Interaktion – Text – Diskurs. Tübingen.
- Hoffmann, Michael/Christine Keßler (Hg.) (2003): Berührungsbeziehungen zwischen Linguistik und Literaturwissenschaft. Frankfurt a.M. u.a.
- Ihwe, Jens (Hg.) (1971): Literaturwissenschaft und Linguistik: Ergebnisse und Perspektiven. Frankfurt a.M., 3 Bde.
- Ihwe, Jens (Hg.) (1972): Literaturwissenschaft und Linguistik. Eine Auswahl. Texte zur Theorie der Literaturwissenschaft. Frankfurt a.M., 2 Bde.
- Jakobson, Roman (1960/1979): Linguistik und Poetik. In: Roman Jakobson: Ausgewählte Aufsätze 1921–1971. Frankfurt a.M., 83–121.

- Jannidis, Fotis/Gerhard Lauer/Simone Winko (2009): Radikal historisiert: Für einen pragmatischen Literaturbegriff. In: Winko et al. (2009), 3–37.
- Kilian, Jörg/Thomas Niehr/Jürgen Schiewe (2010): Sprachkritik. Ansätze und Methoden der kritischen Sprachbetrachtung. Tübingen.
- Koch, Peter/Wulf Oesterreicher (2008): Mündlichkeit und Schriftlichkeit von Texten. In: Nina Janich (Hg.): Textlinguistik. 15 Einführungen. Tübingen, 199–215.
- Nussbaumer, Markus (1991): Was Texte sind und wie sie sein sollen. Ansätze zu einer sprachwissenschaftlichen Begründung eines Kriterienrasters zur Beurteilung von schriftlichen Schülertexten. Tübingen.
- Schiewer, Gesine Lenore (2007): Sprachwissenschaft. In: Anz (2007), Bd. 2, 392–402.
- Schmidt, Siegfried J. (1980/1982): Grundriß der empirischen Literaturwissenschaft. Braunschweig/Wiesbaden, 2 Bde.
- Schneider, Jost (2007): Literatur und Text. In: Anz (2007), Bd. 1, 1–23.
- Spitzmüller, Jürgen/Ingo Warnke (2011): Diskurslinguistik. Eine Einführung in Theorien und Methoden der transtextuellen Sprachanalyse. Berlin/Boston.
- Winko, Simone/Fotis Jannidis/Gerhard Lauer (Hg.) (2009): Grenzen der Literatur. Zu Begriff und Phänomen des Literarischen. Berlin/New York.
- Zymner, Rüdiger (Hg.) (2010): Handbuch Gattungstheorie. Stuttgart/Weimar.